

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Die Heiligkeit des heiligen Bonifatius

Die Katholische Kirche Deutschlands begeht am 5. Juni in Fulda den 1200. Todestag des heiligen Bonifatius. Das bedeutet: sie feiert zur Ehre Gottes einen der größten Zeugen für die Christusherrschaft in unserem Lande. Das Thema ist die Heiligkeit des hl. Bonifatius, die schließlich durch seinen Märtyrertod besiegelt wurde, es ist seine Gottesknechtschaft inmitten einer Welt politischer Herrschaften, die die Kirche usurpierten. Was macht diesen angelsächsischen Mönch, der die Kirche bei den germanischen Stämmen erneuerte, zu einem „Brief Christi“ an die Deutschen — und vielleicht auch an die Engländer? Und welches ist der Inhalt dieses Briefes? Ist seine Botschaft ein Dokument der Geschichte oder gilt sie noch heute?

Das Standardwerk von Theodor Schieffer

Die Heiligkeit eines Heiligen weist sich am sichersten aus, wenn man sein Leben und Wirken zunächst menschlich nüchtern und rein geschichtlich erfaßt und den umgekehrten Weg geht, den die Heiligenlegende zu beschreiten pflegt. Diesen Dienst tut meisterhaft das Buch von Theodor Schieffer: „Winfrid-Bonifatius und die christliche Grundlegung Europas“ (Verlag Herder, Freiburg 1954, 326 S.). Es ist das Standardwerk der wissenschaftlichen Historiographie, eine — soweit es die dürftigen Quellen gestatten — erschöpfende Biographie des Heiligen wie auch eine umfassende Darstellung des Zeitalters, aus dem er stammt und das er verändert hat, so daß eine neue Epoche zum Siege kam. Der Verfasser gibt im Anhang einen Überblick über die merkwürdigen Wege der Bonifatiusforschung und -wertung der letzten hundert Jahre. Er selber will seinen Gegenstand aller konfessionellen Deutung entziehen, die dem Zeitalter nicht angemessen ist. Darum richtet er das Thema auf die christliche Grundlegung Europas. So verliert der Leser zunächst die vertrauten theologischen und kirchenpolitischen Maßstäbe, und das ist gut so.

Schieffer vertritt die These: den Menschen dieses Zeitalters, also den Päpsten wie Bonifatius, sei „die Kongruenz von politischer und kirchlicher Ordnung eine Selbstverständlichkeit“ gewesen. Bonifatius habe sich dem „Gesetz von der Kongruenz politischer und religiöser Ordnung“ beugen müssen, „das bei der Verkündigung des Evangeliums Mitwirkung und Vorbild der staatlichen Herrschaft — und das hieß im 8. Jahrhundert: der fränkischen Reichsgewalt — unentbehrlich machte“. Er habe „keineswegs einfachhin eine religiöse Erschlaffung“, einen „Verfall“ vorgefunden, allerdings eine „Verkümmerung des römisch-kanonischen Erbes“. Die Vorherrschaft des fränkischen Hochadels auf den Bischofsstühlen, der Einbruch des privaten, eigenkirchlichen Rechtsdenkens habe den kirchlichen Amtsgedanken überwuchert, doch war die religiöse Substanz nicht geschwunden. Die Förderung des Klosterwesens beweise das zur Genüge. „Aber die Überwölbung durch die öffentlich-rechtliche Königshoheit war eingestürzt, die institutionelle Festigkeit war erschüttert, die zur Sicherung des organisatorischen Gefüges unab-

dingbare römisch-kanonische Substanz war gefährdet ... Das Verfassungsgerüst der Kirche war zerbröckelt.“

Auf dieser Grundlage zieht Schieffer die Folgerungen: die Reform habe also nie etwas anderes als ein „romverbundenes Landeskirchentum“ königlichen Rechtes mit römisch-kanonischer Integration zum Ziel haben können. „Aber daß diese Wiederaufrichtung der Landeskirche auch das römisch-kanonische Erbe belebte, alte und neue Kräfte in gesunder Mischung verschmelzend, darin liegt die befreiende zukunftsweisende Tat des Bonifatius.“ Es sei verfehlt, zur Deutung seines Werkes Maßstäbe aus der vollendeten Vollgewalt des Papsttums im Hochmittelalter zu verwenden. Denn das Papsttum habe damals eine tödliche Krise durchgemacht, es sei geradezu „ein isoliertes reichskirchliches Reliktgebilde“ geworden, eine Art italienisches Rumpfpatriarchat, das vom Osten ausgeschlossen und noch nicht in das System der germanischen Staaten eingegangen war. Daher hätten die damaligen Päpste, mit Sorgen um ihre Selbstbehauptung belastet, bei dem Unternehmen ihres Legaten Bonifatius wenig Initiative gezeigt. Die Ermächtigungsschreiben an den Legaten ergäben kein echtes Bild: sie kleiden „das apostolische Sendungsbewußtsein — ein Uranliegen der Kirche — in eine konventionell-wortreiche Feierlichkeit, die vom Erbe glanzvoller Zeiten zehrt“. So habe das Werk des Bonifatius in den Augen der Päpste anfangs wenig bedeutet. Um so erstaunlicher ist es, daß Bonifatius mit seiner unermüdlchen Zähigkeit und durch seine ständigen Fragen das Papsttum vor die Verantwortung stellte und immer mehr hinter sich herzog. Damit führte er eine weltgeschichtliche Wendung herbei, die schließlich sogar über seine rein kirchlichen Reformpläne hinwegging, weil die Päpste es aus gesamtpolitischen Gründen für angezeigt hielten, ein stabiles Bündnis mit der fränkischen Macht zu schließen. So ließ man ihn, der für die römische Satzung kämpfte, zum Schluß noch fallen, als Pippin direkte Verbindung mit Rom aufnahm, um für seine Mitwirkung an der landeskirchlichen Reform die Königswürde einzuhandeln. Schieffer gibt das Bild eines wahrhaft tragischen Reformators.

Die Glaubensstat des Bonifatius

Diese Darstellung ist der rechte Ausgangspunkt, um die Glaubensstat und den „unpathetischen Heroismus“ des Heiligen besser zu erkennen. Eine ergänzende theologische Untersuchung würde, was das Papsttum betrifft, vielleicht jenes formelhafte, gleichsam liturgische Sendungsbewußtsein, das die römische Kanzlei in ihren amtlichen Schriften bewahrt, anders bewerten. Denn das Papsttum ist im Glaubensbewußtsein der Heiligen nicht nur, was es im Augenblick politisch bedeutet. Es ist zugleich, von seinem dogmatischen Fundament des Christusauftrages an den Felsenmann einmal abgesehen, immer auch, was frühere Päpste zu großartiger Darstellung gebracht haben. Der Plan Roms, zumindest bei den Völkern des Westens die Gesamtkirche durch die Organisation römischer Kirchenprovinzen mit Metropolitanverfassung und päpstlichem Vikariat zu gestalten, ist sehr alt. Er wurde erst wieder 50 Jahre vor Bonifatius durch die Entsendung des Erzbischofs Theodor auf den Stuhl von Canterbury ver-

suchsweise auf die junge angelsächsische Kirche zur Anwendung gebracht. Er lebte in der englischen Kirche, wenn auch gewiß nicht unbestritten. Er lebte vielleicht auch in Winfrid-Bonifatius. „Die Sorge für alle Gemeinden“, dieser Gedanke des Apostels Paulus (2 Kor. 11, 28) war seit Papst Damasus I. (366—384) ein Leitmotiv der römischen Kurie.

Was nun das kirchliche Bewußtsein des hl. Bonifatius angeht, so ist zu bedenken: er lebte durch die tägliche Liturgie in der Entrücktheit seines eschatologischen Ortes, des Klosters in Wessex, und durch den Umgang mit dem Evangelium vom Christus Kosmokrator in Vorstellungen, die zunächst weder landeskirchlich noch reichskirchlich im byzantinisch-römischen Sinne waren, sondern gottesreichförmig, christokratisch. Daher auch seine Pilgerschaft. Hinter seiner die Gegebenheiten der fränkischen Reichskirche klug und gewissenhaft beachtenden Kirchenpolitik stand auch eine tiefere eschatologische Schau, die den vorsichtigen, die Rechte der fränkischen Hausmeier anfangs übergehenden päpstlichen Aufträgen entsprach. Was schließlich diesen angelsächsischen Mönch bestimmte, sein missionarisches Charisma durch die Autorität des hl. Petrus bestätigen zu lassen, war sicher nicht die Vorstellung von einer päpstlichen Gewaltenfülle, wie sie erst Gregor VII. ausgesprochen hat. Aber wenn der 43jährige in seinen besten Mannesjahren 718 zum erstenmal nach Rom und später immer wieder nach Rom zog, so trieb ihn eine Wirklichkeit seines Glaubens an die Eine, Heilige, Katholische und Apostolische Kirche: er ging dem Mysterium des hl. Petrus und seiner Vollmacht nach, und als er es gefunden hatte, lebte er diesen Glauben als einen Glauben an den König Christus, indem er ihn gehorsam bis zur Pedanterie gegen alle Widerstände und politischen Realitäten in einem Alltagsleben von 35 schweren Hirtenjahren verwirklichte. So wurde unter seiner Treue das Papsttum bei den Germanen, was es in der Tiefe war: die Auctoritas des Stellvertreters Christi, der zwar Pippin in härenem Gewand um Schutz anflehte, um ihn dann aber zu krönen und in eine neue Epoche der Kirchengeschichte zu führen.

Wort Gottes in Rechtsgestalt

Die Leidenschaft des hl. Bonifatius für die Verwirklichung der altkirchlich-römischen Kanones — im einzelnen oft kleinlich, im ganzen wendig und voller Phantasie — sollte uns nicht verleiten, ihn einfach als den Heiligen bischöflicher Romtreue zu preisen, etwa jener Neigung, all und jedes in Rom zu erfragen, was die römischen Monsignori heute „queste tedescherie“ nennen. Romtreue ist eine eingebürgerte Eigenschaft der meisten deutschen Katholiken seit dem Vatikanum, und die Kirche wird längst nur von römischen Kanones regiert. Es sei denn, eine ganz neue, vom Osten heraufziehende Ära romfreier „Landeskirchen“ würde auch uns erreichen! Zur Stunde liegt das Problem noch anders.

Wir sollten wohl auch nicht das Bonifatiusjubiläum zum Anlaß nehmen, um wieder gar zu sehr die Kirche als hierarchische Rechtseinheit zum Gegenstand der Verkündigung zu machen, da die Welt das Zeugnis von Christus erwartet. Inwiefern ist nun aber das Werk des Bonifatius, der ja weit mehr organisatorischer Reformator als Missionar war, eine Botschaft von der Herrschaft Christi? Es kommt darauf an, daß dies auch theologisch erklärt wird. Das versucht eine kleine Schrift von J. P. Michael: „Der

hl. Bonifatius und die Frage der Apostolischen Sukzession“ (Verlag Bonifacius-Druckerei Paderborn 1954, 80 S.). In einer der Schultheologie etwas befremdlichen Sprache, Thesen von Yves Congar OP und Oscar Cullmann kritisch prüfend, greift Michael das heute zentrale ekklesiologische Problem der Sukzession heraus, weil das Wirken des Bonifatius ein helles Licht darauf wirft. Nicht so sehr die Treue gegenüber einem römischen Primat, der damals kirchenrechtlich kaum Einfluß hatte, sondern die Umwandlung der fränkischen Reichskirche selbst, und damit der Kirche des Westens, sowohl aus der eschatologischen Existenz einer monastischen Tradition wie aus dem Zentrum der apostolischen Vollmacht, zeigt eine charakteristische Weise, in der Christus als Herr und oberster Hirte seiner Kirche in seinen Heiligen und Hirten gegenwärtig ist, um sie zu Zeugen seiner Herrschaft über die Mächte und Völker zu machen.

Zu allen Zeiten wurde die Kirche erneuert, indem unbekannt Heilige aus der Weite des Leibes Christi kamen und die Übereinstimmung ihrer Christusliebe mit dem Petrusauftrag vollzogen. In Bonifatius kehrte die Frucht einer päpstlichen Missionskirche, die Gregor I. gegründet, zur Mitte der Kirche zurück und wurde dort zu neuer Aussaat bereitet, zu einer Sendung, die gar nicht dem ursprünglichen Missionsanliegen des Mönches Winfrid entsprach. Er sollte eine desorganisierte Landeskirche, die von Gallien mit ihren Ausläufern bis Thüringen und Passau reichte und deren Hirtenschaft nicht mehr gewiß das Werkzeug und Eigentum ihres göttlichen Herrn war, aus der Quelle der apostolischen Sukzession durch kanonische Ordnung zur Christusförmigkeit zurückrufen. Das mußte um so mehr geschehen, weil diese jungen Völker noch nicht fähig waren, ihre politische Volksordnung von der eschatologischen Ordnung des Volkes Gottes zu unterscheiden. Das Gesetz des Königs und des Märzfeldes mußte vom Gesetz Gottes und der Ekklesia immer neu durchdrungen und vom Verfall gereinigt werden; denn Bonifatius mußte schwören, keine Gemeinschaft mit unkanonischen Bischöfen zu halten. In einem Volke, das mit dem Glaubenswechsel der Dynastie zunächst nur einen äußerlichen Kultwechsel vollzogen hatte, war eine ähnliche Erziehungsarbeit nötig, wie sie einst Israel durch Moses und die Propheten erfahren hatte. Christus war König und Legislator, und er regierte mit dem hl. Petrus durch die Gesetze der Kirche, vor allem das Gesetz kirchlicher Einheit. Es bedurfte für ein Volk von Bauern und Kriegern kräftiger Identifizierungen von Gottesreich und Kirche, damit die Einzelnen zur vollen Gnade der Erlösung fanden. Die römischen Kanones, die u. a. die christologischen Entscheidungen von Nicäa und die Gnadenlehre von Orange gegen Pelagius enthielten, waren der geordnete Raum, wo der Erlöser gefunden wird und das sakramentale Leben sich ungestört durch die Verwirrung der Riten, durch Wanderbischöfe und Sektierer zur klaren Gewissensführung der Gläubigen entfalten konnte, ein Raum, in dessen Mitte für alle die heilige Eucharistie und für die zur Nachfolge Bereiten die zahlreichen Klöster standen. Die Kanones waren für die werdende germanische Christenheit der „Zuchtmeister auf Christus“ und zugleich der Schutz seiner sakramentalen Gegenwart unter Hirten, die keine Mietlinge, Ehebrecher und Mörder sein durften. Diese Kanones sicherten als Wort Gottes in Rechtsgestalt den Zusammenhang mit

der ganzen Geschichte der Kirche und verkündeten den Mächten, daß Christus der Herr über ihnen ist.

Die Frage der apostolischen Sukzession

Man muß diese Zusammenhänge mitdenken, wenn man von der Treue des Winfrid-Bonifatius spricht. Sein Wirken ist ein Beispiel dafür, wie die heilige Kirche, die immer wirksam ist, die sündige Kirche umschließt, durchdringt und umgestaltet, sobald ein begnadeter Mensch, der sich dazu auf viele Gefährten stützen darf, mit dem Auftrag der alle Räume und Kirchen durchdringenden römischen Vollmacht ausgerüstet sich ans Werk macht.

Die Heiligkeit des hl. Bonifatius ist, daß er, der Eine, für den schließlich kein angemessener Platz in der von ihm erneuerten fränkischen Kirche war, durch seinen Glauben dem Mysterium des Leibes Christi inmitten der germanischen Völker Gestalt zu geben wußte. Die apologetische Studie von Michael sucht, manchmal wohl in einer gar zu skizzenhaften Kürze, an dem Wirken des hl. Bonifatius das Sein Christi in dem Sein der Kirche, in ihrem Recht wie in der eigentümlichen Personalität der Hirtenvollmacht nachzuweisen. Diese prägt die Auferstehungswirklichkeit in Zeit und Raum hinein: der Raum, der noch von unterchristlichen Mächten durchwaltet wird, wird dem Einen Leibe Christi durch geweihte Orte und Bischofssitze gleichsam inkorporiert, um diese ganz in der Sinnenwelt lebenden Völker leibhaftig auf die sichtbare Mitte hin zu ordnen. Die Offenbarung aber wird in das irdisch-geschichtliche Zeitbewußtsein dieser Völker übersetzt, um aus ihm herauszurufen zur Gotteszeit des Weltgerichts. Das kann nur geschehen aus der apostolischen Sukzession, deren Ämterfolge eingebettet ist in eine Sukzession des apostolischen Lebens. Die Sukzession wird hier nicht nur verstanden als historische Kontinuität gültiger Weihungen in zeitlicher Aufeinanderfolge von Person zu Person — wie etwa eine dynastische Erbfolge oder wie die Sukzession der Erwartung des Messias in der Ämterfolge der Hohenpriester Israels. Sie wird vielmehr verstanden als Mysterium der Gegenwart Christi, als der anhaltende Durchbruch der eschatologischen Vollmacht des Auferstandenen, der durchhaltende Ruf und Segen aus der Höhe. Das Wort Jesu, im Hohenpriesterlichen Gebet intoniert und nach der Auferstehung vollmächtig wiederholt: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ (Joh. 17, 18 f; 20, 21), erschließt das eigentümlich Jenseitige dieser apostolischen Sukzession:

„Sie drückt eine Mächtigkeit von oben her aus, die freilich immer nur mit Hilfe solcher Repräsentanten des Guten Hirten vermittelt werden kann, die sie vorher auch empfangen haben (da man sie niemals wie eine politische Gewalt auch usurpieren kann). Das ununterbrochene von Person zu Person, von Hand zu Hand weitergehende Nacheinander in dieser Welt-Zeit, das Überliefern der Gnadenvollmacht gemäß der apostolischen Satzung, ist eigentlich kein historischer, sondern ein eschatologischer Kausalnexus: es überträgt ein übernatürliches Sein aus einer anderen Dimension, es ist eine Sukzession der Auferstehung. Weil Christus auferstanden und zum Vater erhöht ist, darum gibt es keine zeitliche Unterbrechung seiner Herrschaft hier auf Erden, es sind immer seine Hirten da . . . Sie kommen nicht eigentlich aus geschichtlicher Vergangenheit, sondern aus der Mitte der Kirche, aus der heiligen Eucharistie, von den Stufen des Altares,

auf dem Christus leibhaftig gegenwärtig wird.“ Das zeigt das Werk des hl. Bonifatius.

Eine dankbare lutherische Stimme

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß der „Evangelische Pressedienst“ eine lutherische Stimme zum Bonifatiusjubiläum verbreitet, von der man sagen darf, daß sie die Heiligkeit des Heiligen sichtet. Sie ist verfaßt von dem Hamburger Privatdozenten Dr. Helmut *Echternach*, den unsere Leser als einen Verteidiger einer auf Aristoteles beruhenden Ontologie zur Klärung der Theologie kennen. Er schreibt, die 1200. Wiederkehr des Tages, an dem Winfrid-Bonifatius starb, sei auch für die evangelischen Kirchen ein Tag der Besinnung und des Dankes. Er sei ein Bekenner und Lehrer der ganzen Kirche, ein Vater der abendländischen Christenheit: „Er kann uns Weisung geben und Vertrauen. Vertrauen vor allem insofern, als an seiner Gestalt und an seinem Werk deutlich die Kennzeichen echter Berufung sichtbar werden: es geschah im Grunde alles gegen seinen Willen und weithin auch gegen seine Anlagen. Der Mönch aus angelsächsischem Adel schien zum Leben eines Gelehrten berufen. Wissen und Lernen war ihm Lebensinhalt . . . Aus dem allen reißt er sich plötzlich heraus, um als Missionar ins heidnische Friesland zu gehen . . . Seine eigentliche Aufgabe aber war, ein verrottetes und verkommenes Kirchtum zu ordnen. Im Fränkischen Reich bestand eine romfreie Nationalkirche. Das wird manchem Leser sehr verlockend erscheinen. Aber wir müssen mit den Augen des 8. Jahrhunderts sehen und nicht des 16. Die Gründe, die 800 Jahre später die Reformatoren bewogen, das Band mit Rom wieder zu lösen, waren völlig anderer Art; und die Frage, ob der Mensch aus Gnade allein oder aus Gnade und Werken selig wird, war jener Zeit überhaupt noch nicht aufgegangen. Damals war Rom die Ordnungszelle Europas nach den Verwüstungen der Völkerwanderung. Daß Bonifatius mit heiligem Eifer und mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte die Fränkische Kirche der römischen Leitung unterstellte, war genau so gut eine geschichtliche Notwendigkeit wie der entgegengesetzte Schritt im 16. Jahrhundert. Nationale Kirche hieß damals: Allmacht des Staates; Besetzung kirchlicher Ämter durch die Regierung nach politischen Gesichtspunkten. Sporenklirrende Bischöfe, die kaum die Liturgie kannten, aber um so mehr von Jagd und Krieg verstanden. Priester, die Amulette verkauften und je nach Wunsch die christliche Taufe oder das Wotansopfer vollzogen. Sakramente wurden so lässig vollzogen, daß mancher hernach überhaupt nicht wußte, ob er getauft sei oder nicht. Liederlichkeit, Verwahrlosung überall. Unter der Hülle christlicher Worte ungebrochen fortwucherndes Heidentum.

Gegen dies vergiftende Chaos wird Bonifatius in den Kampf gerufen. Er steht ganz allein; zwar wird er Bischof, Erzbischof, Legat — aber alle suchen sein Werk zu stören: Regierung, Bischöfe, Machthaber. Er ist immer in Lebensgefahr. Er zieht durchs Land, predigt, tauft. Er trägt dem Namen nach unbegrenzte Vollmachten in den Händen, vom Papst versiegelt und verbrieft. Aber ihre Bedeutung ist gleich Null. Im Grunde bleibt ihm keine andere Waffe als Wort und Sakrament. Er wirbt um die Herzen. Und er gewinnt sie. Sein Anhang wächst. Seine Stimme kann nicht mehr überhört werden.“ Echternach läßt freilich keinen Zweifel daran, daß er als Lutheraner spricht. Sein Aufsatz schließt mit einem Ver-

gleich von Bonifatius und Luther: „In vielem waren Bonifatius und Luther Gegensätze. In einem waren sie eins: Sie wollten Reformatoren sein: die eine, alte, unzerstörbare Kirche wieder hervorholen aus dem Schutt eines tiefen Verfalls. Beide warfen sich mit ihrer ganzen Person und mit voller Opferbereitschaft in diesen Kampf.

Bonifatius suchte treu und gewissenhaft alle Hilfen, die er finden konnte, bei Päpsten und Machhabern. Martin Luther wurde darüber hinaus eine Waffe in die Hand gedrückt, die dem Mönch des 8. Jahrhunderts noch vorenthalten blieb: das volle, reine Evangelium von der Gnade Gottes.“

Aus der Ökumene

Das „Ökumenische Institut“ Bossey bei Genf

Wer je von der besorgten Frage nach Bossey getrieben wurde, ob hier etwa eine uniformistische Unions-Theologie konstruiert und doziert werde, welche dann die künftige Einheits-Ideologie einer antirömischen Welt-Koalitions-„Kirche“ herzugeben bestimmt sei („Ecumenics“ made in USA; vgl. Herder-Korrespondenz 7. Jhg., S. 39), der kann heute nur angenehm enttäuscht sein, nachdem er dieses Institut und seine führenden Träger kennengelernt hat. Denn mag nun Genf ein Anti-Rom sein oder nicht, Bossey jedenfalls ist keine Anti-Gregoriana. Aber was ist es? Die Geschichte seines bisherigen Werdens, wie sie dem Frager gern und offenherzig erzählt und dokumentarisch belegt wird, mag die Antwort geben.

Im Anfang: Laien-Dienst-Schulungsstätte

Aus dem Widerstand der „Bekennenden Kirche“ gegen Hitlers Neuheidentum ist gleich manch anderm Neuen nach dem zweiten Weltkrieg auch das Ökumenische Institut hervorgegangen. Es hatte sich (nicht nur in Deutschland) gezeigt, daß in Not- und Verfolgungszeiten das kirchliche Leben noch mehr als an sich schon auf die Mitwirkung aktiver Laien angewiesen ist; es hatte sich aber auch gezeigt, daß diese Laien oft über völlig unzulängliche biblische, allgemeintheologische und speziell „ökumenische“ oder einfach: konfessionskundliche Kenntnisse verfügen, daß oft gerade unter den Aktivsten von ihnen jene „Plage eines christlichen Amateurismus“ herrscht, über welche im Rückblick auf die Tagung europäischer Laien Juli 1951 in Bad Boll geklagt wurde (vgl. Herder-Korrespondenz 5. Jhg., S. 539).

Im Willen, dem nach Kräften abzuhelfen, begegneten sich Männer wie R. v. Thadden (Präsident der Deutschen Evangelischen Kirchentage) und Visser 't Hooft (Generalsekretär des Weltrats der Kirchen). Letzterer vermochte John D. Rockefeller dafür zu gewinnen, daß dieser — ohne irgendwelche Bedingungen — einen größeren Fonds spendete, welcher für acht Jahre Einrichtung und Betrieb einer internationalen Lehrstätte gestattet; nach Ablauf eines Zeitraums würde sich der Versuch entweder als auf die Dauer undurchführbar erweisen und fallengelassen werden oder aber so erfolgreich sein, daß die fernere Finanzierung über die Mitgliedschaft des Weltrats der Kirchen vorgenommen werden könne. (Inzwischen hat dieser bereits seit 1948 jährlich 5000 Dollar für das Institut in sein Budget eingestellt, so daß schon jetzt dessen Existenz über 1954 hinaus ökonomisch gedeckt ist.)

Nach einer Anfangsphase 1946/47, in der Dr. v. Thadden und Pastor H. L. Henriod stark an der Lehrtätigkeit und Leitung des Instituts beteiligt waren, fiel dieselbe — von 1948 an — als kontinuierliche so gut wie vollständig auf die Schultern von zwei Persönlichkeiten: Mlle.

Suzanne de Diétrich, Verfasserin eines ausgezeichneten praktischen Handbuchs für Bibelstunden unter dem Titel: „Le Renouveau biblique“ (2. Auflage 1949, bei Delachaux & Niestlé in Neuchâtel), welche von Anfang an am Institut wissenschaftlich fundierte, aber nicht „gelehrte“, sondern gewissermaßen „kerygmatische“ Bibel-Auslegung geboten hat, und Professor Hendryk Kraemer, Orientalist und Missionswissenschaftler, durch seine Auslegung von Röm. 9—11 auch im deutschen Sprachgebiet hervorgetreten, welcher seinen Leydener Lehrstuhl aufgab, um die Direktion des Instituts zu übernehmen, da für ihn als Laien die Aufgabe der ökumenischen Laien-Schulung zentrale Bedeutung gewonnen hatte.

Zunächst waren zu diesem Zwecke Kurse von mindestens drei Monaten veranstaltet worden, die kirchlich aktiven Laien verschiedener beruflicher Ausbildung das nötigste theologische Rüstzeug zu vermitteln suchten. Aber mit dem Ende der unmittelbaren Nachkriegszeit (sozusagen: von der Zeit der deutschen Währungsreform an) waren angesichts der allgemeinen wirtschaftlichen Konsolidierung tüchtige Leute, die sich so für längere Zeit frei machen konnten, kaum mehr zu finden. Das Institut mußte sich umstellen (vgl. Herder-Korrespondenz 2. Jhg., S. 175).

Zweite Phase: Begegnung von Kirche und Welt

Nun kam die Zeit, wo man in Bossey in 8- bis 10tägigen Tagungen und 1- bis 3wöchigen Kursen arbeiten lernte; dabei brachten die ersteren mehr die Begegnung von im Beruf Stehenden, die letzteren mehr die Schulung von noch in Ausbildung Begriffenen.

Bei diesen Kursen werden etwa Theologiestudenten (jährlich einmal), theologisch ungeschulte Jugendleiter, kirchliche Mitarbeiter und andre Laien (jährlich mehrmals), Pfarrer und Missionare (alle zwei Jahre) im Laufe von durchschnittlich zwei Wochen in die Geschichte, Struktur, Problematik und gegenwärtige Lage der ökumenischen Bewegung Genfs eingeführt, was im allgemeinen sehr dankbar aufgenommen wird.

Bei den Tagungen sind drei Typen zu unterscheiden:

1. Man sammelt Männer und Frauen einer bestimmten Berufsgruppe, um sie sich miteinander über die Bedeutung des christlichen Glaubens für ihr Werk und auf ihrem Platz in der Gesellschaft verständigen zu lassen: Wie wirkt er sich aus? Was fordert er von uns? Was erwarten wir von der Kirche? Wie können wir ihr dienen? Juristen, Ärzte, Lehrer verschiedener Stufen, Journalisten, Industrielle, Geschäftsleute und Künstler haben sich zu solchen Tagungen getroffen; und gerade in ihnen hat sich der ursprüngliche Gedanke des Instituts ständig weiter ausgewirkt: das Weltamt des Laien zu fördern. Wenn Arbeiter und Bauern bisher noch nicht in solchem Rahmen nach Bossey geladen wurden, dann ausschließlich deshalb, weil der dortige internationale und interkonfessionelle